

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

44. Sonnabend, am 2. Juni 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Der Tartar. Novelle von Gustav v. Heeringen.
Frankfurt a. M. Sauerländer. 1838. 8. Erster
Theil. 239 S. Zweiter Theil. 280 S.

Mit angenehmen Erwartungen nehmen wir stets jede neue schriftstellerische Arbeit dieses Dichters in die Hand, und finden uns auch diesmal durch die vorliegende nicht getäuscht, vielmehr zählen wir sie zu den anziehendsten seiner Erzählungen. Geschichtliche Beziehungen machen sie doppelt interessant, obgleich hie und da nur Andeutungen gegeben werden, wo wir wohl ein helleres Licht gewünscht hätten. Der Verfasser hat es verstanden, das Halbdunkel, in welches er seinen Haupthelden kleidet, bis zur letzten Seite seines Werks beizubehalten, und ihn mit seiner heitern Gestalt dadurch um so lebendiger hervortreten zu lassen. Und so verdanken wir es ihm nicht, wenn er dieser Novelle auch einen Namen gab, der die Gedanken auf etwas ganz anderes leitet, als die Entwicklung uns dann in Wirklichkeit darstellt, nur das können wir nicht ganz billigen, daß selbst das Wort Tartar, das wir bis Seite 223 des zweiten Theils ganz treuherzig für die Bezeichnung eines in der Tartarei gebornen hielten, dort plötzlich und völlig befremdend folgendermaßen erklärt wird: „Es ist dies ein Name, den man unter den Haustruppen des Königs von Frankreich denjenigen Gemeinen beilegt, die im Felde gedient haben, auch den Buben, welche die Pferde der Herren Mousquetiers warten, den Troßknechten, genug, ein Tartar ist ein Troßknecht.“

Dem sey wie ihm wolle, so treten uns in dieser Novelle eine Menge der verschiedenartigsten aber trefflich gezeichneten Charaktere, wie in Europa so in Westindien, entgegen, denn in beide Welttheile führt uns der Verfasser und wenn er uns gegen das Ende seiner Arbeit hin die furchtbare Katastrophe des Erdbebens in Lissabon, das dieser Stadt die Hälfte ihrer Einwohner kostete, miterleben läßt, so geschieht es mit um so lebendigerer Schilderung, je vertrauter er selbst in der schöner wiedererstandenen Stadt durch seine Reise dahin geworden. Die Familie Rhodes in La Rochelle ist es aber vor allen andern Gestalten, welche uns aufs Anmuthigste anzieht, indem selbst der aschgraue Herr Rappart eine wesentliche Stelle im Comtoir dieses Rheders einnimmt. Ein wohl-

thuender Humor verbreitet sich sowohl über die Erscheinungen auf dem Festlande als über die auf Martinique, das zum Theil der Schauplatz der Novelle ist, und so wird der Leser mit der anmuthigsten Abwechslung von Begebenheit zu Begebenheiten geführt, die nicht selten eben so überraschend eintreten, als sie verständig herbeigeführt sind. Der Styl ist klar, kräftig, einfach. Eine wohlthuende Innigkeit der Empfindung und Freiheit der Ansicht ruht auf dem Ganzen. Uns ist bei dieser Novelle oft die Behandlungsweise ähnlicher Stoffe von dem zu früh vollendeten Georg Döring eingefallen und in der That dürfte Heeringen leicht denselben ausgedehnten Hörerkreis um sich versammeln, der diesem zu Theil ward.

Musikalische Novellen und Silhouetten von
Carl Gollmick. Mit einem Vorwort von Eduard
Duller. Zeig, Schieferdecker. 1838. 8. XII
und 329 S.

Duller spricht sich in seinem anerkennenden Vorworte nur über die „Silhouetten“ aus und hat darin vollkommen Recht, da das, was der Verfasser für Novellen geben will, wohl eigentlich auch nur Schattenrisse sind. Wichtig aber war es für ihn, darauf hinzudeuten, daß die Vaterstadt dieser Schattenrisse Frankfurt a. M. sey, „jenes in ewiger Ebbe und Fluth bewegte Centrum, in welchem die verschiedensten Straßen des materiellen wie des geistigen Handels, Waaren und Ideen, Menschen und Kunst zusammentreffen u. s. w.“ Daraus leitet er denn ab, „daß die musikalischen Zustände dort kein eigenthümliches Gepräge tragen, welches aber eben durch das Interesse erst hervorgebracht werde, welches diese Stadt als immer neues Panoram fast aller verschiedenen Richtungen, als glänzender, eleganter und prachtvoller, lebendiger Eklekticismus darbietet. Dieses Interesse ist's was sich in diesen Schattenrissen zusammengedrängt findet, welche die Physiognomie jener musikalischen Zustände getreu wiedergeben.“

Da hätten wir ja schon das beste Urtheil über das vorliegende Buch und man lese selbst, so wird man es überall bestätigt finden. Den Beurtheilungen einer großen Anzahl einzelner Musik-Leistungen auf dem Frankfurter Theater und sonst daselbst, gehen ein paar Aufsätze

voraus, welche der Verfasser im dortigen Museum vorlas. Werthvoller noch scheinen uns die musikalischen Genrebilder, zur Geschichte eines Patent-Flügels, zu seyn. Einigen anderen bald humoristischen, bald ernster gehaltenen kleinen Aufsätzen folgt ein schätzbare Rückblick auf die Quelle des Gedichts der Zauberflöte und historische Notizen über Mozart's Einführung und das Rheinweinielied. Nun kommen zahlreiche Beurtheilungen einzelner Opern, wobei sich der Verfasser am längsten mit Marschners Hans Heiling, Bellini's Nachtwandlerin und den Hugenotten von Meyerbeer beschäftigt. Was über die letzteren gesagt worden ist, würde allein hinreichen, den Verfasser als vollkommen berufen zu diesen Urtheilen zu zeigen, die zwar zum Theile streng, aber nie haltlos und gehaltlos sind. Wie so ganz wahr, human und verständlich ist nicht der Schluß dieses trefflichen Aufsatzes: „Wenn der Componist an manchen Stellen sich gleich, so ist das ein Laster, dem eine ganze klassische Vorwelt verfallen war. Ob das Gedankenarmuth, Indolenz oder Einheit des Styls ist, wollen wir unsern musikalischen Psychologen zur Entscheidung überlassen. Wir gehören wenigstens nicht zu jener Krittlerrace, die zu jeder wieder-tönenden Saite eines verwandten Genius das alte Lied: Reminiscenz, Plagiat krähen.“ Goldne Worte, die man als Motto über jede Zeitschrift setzen sollte, in welcher musikalische Gegenstände verhandelt werden.

Aus den Wanderungen eines Invaliden von
L. Heusinger. Bunzlau, Appun. 1838. 8.
Erster Theil 231 S. Zweiter Theil 329 S.

Der Invalide ist noch ein jugendlicher, denn feurige Augen und rothe Wangen sprechen ihn überall mit mächtiger Gewalt an, was sich übrigens mit manchen Lebenserfahrungen und Kreuzzügen, deren er aus ziemlich weit zurückliegenden Zeiten erwähnt, nicht recht zusammenreimen will. Er wandert aber in diesem Werke keineswegs, wie der ewige Jude, ja nicht einmal, wie der Verstorbene, dessen er übrigens fleißig gedenkt, weit und breit, sondern bloß in einem kleinen Theile Deutschlands umher, wo er eigentlich zu Hause, doch verlieren sich seine Kreuz- und Querzüge gerade in Gegenden, welche, obgleich nahe liegend, doch einzeln minder bekannt sind, als vielleicht die meisten Italiens und der Schweiz. Namentlich sind es die Ufer der Weser, ist es das Land der Ratten und das Königreich Hannover, woraus er uns das Ergebnis seiner Fußreise mittheilt, bis er zuletzt sich nach Bremen und Bremerhafen verfügt, von welchem letztern aus er vom

Leser Abschied nimmt, ohne jedoch deshalb in die neue Welt mit auszuwandern. Beschreibungen von Gegenden und Orten machen zwar einen wesentlichen Theil seiner Mittheilungen aus, und er malt meist mit lebendigen Farben, doch noch häufiger bietet ihm Ort und Gegenstand Stoff zu Betrachtungen aller Art über Zeit- und Lebensverhältnisse, welche seinen auffassenden Blick, wie seine wohlwollende Gesinnung bezeichnen. Kleine Abenteuer ziehen sich durch das Ganze, und beleben es heiter, was besonders bei der Wanderung durch die Haide Noth thut, deren Bewohner er übrigens mit außerordentlicher Gutmüthigkeit an mehreren Stellen glücklich preist. Die längere Episode im ersten Theile in der Erzählung des alten französischen Kriegers, die auf Finklators Weinberge bei Dresden beginnt, und auf dem Schlachtfelde von Waterloo endet, ist recht anziehend, wenn nur die Dertlichkeit besser beobachtet wäre. Denn da spricht der ehemalige Kellner in jener Schankwirthschaft, nachheriger Lieutenant Colonel von der Schwierigkeit, „den Bergpfad nach Pillnig zu Pferde zu passiren, und daß Napoleon dennoch die drei Stunden im Galopp zurückgelegt habe, indem er kühn über die gefährlichsten Stellen hinwegeset.“ „Selbst dann,“ erzählt er, „wenn ich mich an den Punkten, wo sich der Weg oft nur wenige Fuß breit, dicht an senkrechten Abgründen hinzieht, bedenklich und sorgsam bei dem halsbrechenden Unternehmen nach ihm umblickte, sah ich, wie ein Anflug leichten Spottes über seine Züge glitt, u. s. w.“ Wir lächeln über diese wunderliche Topographie, und wollen hoffen, daß der Verfasser, wo er aus Autopsie beschreibt, naturgetreuer schildert, was wir jedoch ihm von allen den andern Punkten übrigens nachrühmen müssen, die wir selbst kennen lernten.

Das Buch ist nett gedruckt, aber rügen müssen wir die vielen Druckfehler, namentlich in den Citaten aus fremden Sprachen, welche oft ganz unverständlich werden, wie wir denn z. B. Th. II. S. 87. lesen: *lassiate agni speranci*. In jedem Worte ein Druckfehler!

Théoméle. Collection de poesies religieuses et morales. Livre de devotion à tous les cultes. Leipzig, Theodor Fischer. S. VIII et 202 pag.

Bei solchen Sammlungen kommt es nur auf eine gute Auswahl an, und wir können versichern, daß diese hier dem Zwecke gemäß mit Umsicht getroffen worden ist. Außer Rousseau, Racine und Delille sind es nur neuere Dichter die man mit ihren hieher passenden Gedichten in diesem gut gedruckten und cartonirten kleinen Buche

findet. *Da la Prière*, ode par Félicie d'Aisac, gleichsam die Einleitung zu dem Werke bildet, so scheint es fast, als ob diese Dichterin die Sammlung veranstaltet habe.

Bildende Kunst.

Gallerie zu Shakespeare's dramatischen Werken. In Umrissen, erfunden und gestochen von Moriz Rejsch. Vierte Lieferung. König Lear. XIII Blätter. Mit Andeutungen von Carl Borromäus von Miltiz, deutsch und in englischer Uebersetzung von F. Schöberl. Herausgegeben von Ernst Fleischer. Leipzig und London. 1838. gr. 4. XXI S.

Hamlet, Macbeth und Romeo und Julie, hatte der geistvolle Künstler schon in dieser Gallerie in trefflichen Umrissen aufgestellt und so schritt er denn nun zu einer andern der großen Schöpfungen des brittischen Meisters und gab uns in dem vorliegenden, auch Seiten des Verlegers mit der ausgezeichnetsten Eleganz ausgestatteten Bande den Lear. Rejsch hat sich hinreichend als der geniale Aufsteller jener Gebilde legitimirt, welche die dramatische Muse Shakespeare's der Unsterblichkeit widmete, und jedermann der die erstgenannten Reihfolgen von Umrissen besitzt, wird jedenfalls auch diese ihnen anreihen und nur wünschen, daß dem braven Künstler Kraft und Zeit genug bleibe, um uns eine vollständige Shakespeare-Gallerie zu geben. Lear gehörte gewiß zu den schwierigsten Aufgaben für den bildenden Künstler. Wenn im Hamlet die jugendliche Gestalt des Helden dieser Tragödie schon an sich in so vielfachen Beziehungen interessirte, wenn Macbeth in seinem ausgedehntern Zeitfortschreiten und dem Entkeimen des Königsgebänkens bis zum Vernichten der Krone, des Stoffes Mannigfaches darbot, wenn in Romeo und Julie die Blüthe der glühendsten Liebe schon von selbst zu den anziehendsten Gestaltungen den Künstler begeistern mußte, so bot der greise Lear weder das erste im Außern, noch das Mannigfache des zweiten, noch die wohlthuende Wärme des dritten dar, und dennoch hat unser Künstler es auch hier verstanden, das lebendigste Interesse mit der ansprechendsten Verschiedenheit und der tiefsten Erregung des Gemüths zu verbinden. Wir erblicken auf allen diesen 12 Blättern — denn das 13. giebt die Shakespeare'sche Apotheose — Lear selbst wieder, und obschon von dem Augenblicke der Vertheilung seines Reichs auf dem ersten Blatte an, immer nur in derselben Gemüthsrichtung als Vater der sich über den Undank seiner entarteten Töchter zu beschweren hat, aber doch so verschieden in diesen

Stimmungen aufgefaßt, daß wir eben dadurch die Universalität unsers Künstlers um so sicherer beurlundet sehen. Nur ein einziges Blatt, das neunte, stellt uns nicht Lear selbst, sondern nur die Mißhandlungen eines seiner treuesten Diener dar, und wir gestehen offen, daß dieß auch das einzige ist, welches wir, trotz dessen was Rejsch und sein Erklärer selbst darüber sagen, doch aus dieser Gallerie weggewünscht hätten, da es theils nicht wesentlich in dieselbe gehört, theils eine allzuschauerhafte Scene darstellt, die auch stets auf der Bühne mit vollem Rechte dem Auge des Zuschauers entzogen wird. Alle übrige Blätter, selbst die das Herz schmerzlichst durchzuckenden, haben doch entweder schon durch die edle Gestalt Lear's selbst, oder durch irgend noch andre Nebenbeziehungen einen menschlichen Charakter und flößen uns daher zugleich Theilnahme ein, ob sie uns auch tief erschüttern. Dieses ist nun besonders in den letzten drei Blättern der Fall, welche wir für die trefflichsten dieser Sammlung halten. Wir ruhen gleichsam auf ihnen wieder von dem furchtbaren Nachtsturme aus, der uns bis dahin umtobte, wie es Lear selbst unter der kindlichen Pflege seiner verkannten Cordelia auf dem eilften thut. Freilich trägt er die nun so heißgeliebte Tochter schon wieder als Leiche auf dem zwölften in seinen Armen, aber bald ist nun auch sein Leiden geendet und gleichsam mit Beruhigung erblicken wir ihn auf dem 13. entseelt neben der Entseelten. Und so reiht sich auch in diesen Gebilden eine meisterhafte Scene an die andre, wie dieß der Fall in dem Trauerspiele selbst ist.

Zur Erläuterung derselben aber hätte wohl kein besserer Gallerieführer ausgewählt werden können, als, nachdem Böttiger von dem Werke durch den Tod abgerufen worden war, der so tief in die geistige Werkstatt des Dichters wie des Zeichners eingedrungene Borromäus von Miltiz, der das literarisch-geschichtliche in einem Vorworte voraussendet, und nun bei jedem einzelnen Blatte uns die Intentionen des ihm nahe befreundeten deutschen Meisters verdeutlicht, wie er uns den Blick in die Gedankenschöpfung des brittischen Tragöden thun läßt.

Zeitschriften-Musterung.

XXX.

Herloßsohn hat zu einem dem
Kometen Nr. 86

beigefügten bekannten Kupferstiche, die Mädchen von Scio, eine sehr anziehende Novelle gleiches

Namens geschrieben, worin er das Problem aufstellt, daß ein schönes Mädchen sich für häßlich halten kann. Im Tagebuche Berlins wird viel Freundliches gewährt. Nr. 88 beginnt auch noch eine andre Novelle, Unschuld und Verbrechen, von J. Buchta, eine Criminalgeschichte, sowie ebendasselbst auch Rudolph Gernleins humoristische Reise-Skizzen anfangen, die er nur nicht mit einem so schlechten Gedichte — Gottlob nicht von ihm — hätte einleiten sollen. In Nr. 18 des Literaturblatts liefert F. Nork höchst wissenschaftlich den etymologischen Beweis, wie aus dem Dachsen ein Pfarrer wurde. Ladislaus Tarnowski unterhält in Nr. 18 des Dampfswagens mit Dampfknudeln.

Eine Reihe von Sonetten von R. E. Prutz bringt wieder in Nr. 84 die

Zeitung für die elegante Welt und die Marquise von Spinarosa wird Nr. 85 nach dem Französischen erzählt. So entlehnten auch dieselben Blätter Custine's Urtheil über Murillo dessen eben erschienener Espagne. Nr. 88 beurtheilt Gutzkow's Schrift gegen Görres und recht adäquat folgt gleich darauf eine kleine Notiz über die Gefahren der Cameraderie. Auch hier Nr. 85 finden wir wieder die erbärmliche Spontini-Blücher Anekdote!

Die Liebe zweier Kinder malt mit zarten Farben in Nr. 29 flg. von

Ost und West

Robert Heller. Sehr mager sind Nr. 30 die Mittheilungen aus Dresden, viel anziehender die Islandsage Wineland, von Ludwig Keland, so wie Nr. 31 J. Gabr. Seidls Nacherzählung der Sagen und Geschichten aus dem Lande der Steiermärkischen Wenden.

Der Wahrheit Stempel tragend und daher psychologisch merkwürdig ist in Nr. 91 flg. der

Rosen

Robert Hellers Erzählung: Kurz sey der Prozeß mit einem Mörder, eine wohl nicht ganz den Inhalt ausdrückende Ueberschrift. H. Marggraff's Scherz für Deklamation, Ja! ist leicht und heiter wie er seyn soll. Ein Berliner Bericht Nr. 92 und 93 wird nicht in allen Punkten Anklang finden. Knebel's Briefe an Bube werden im Literaturblatte Nr. 10 mit dem Jahre 1832 beschlossen.

Kuranda beurtheilt in Nr. 39 des

Wiener Telegraphen

das Lustspiel, der Zögling, ebenfalls sehr beifällig, sowie er auch Nr. 40 über Bauernfelds zwei Familien sich ausspricht. Mit Nr. 40 beginnt eine sehr originelle Novelle von Eschabuschnigg mit dem Titel: Die Kinder der Sonne, die bald im Humor sich ergeht, bald wieder für das tiefere Gefühl berechnet ist. Derselbe lieferte auch Mikroskopische Belustigungen und Reisebilder. J. Tuvora spricht Nr. 41 ebenfalls über literarisches Partei- und Elixiquenwesen. Es konnte nicht fehlen, daß endlich alle Unparteiischen dieses bis auf's Aeußerste gesteigerten Treibens müde wurden. Wohl dem, der sich nie zu solchen Kunstgriffen herabgelassen hat! Er konnte ruhig manches hämische Urtheil über sich ergehen lassen, das jetzt um so schwerer auf die zurück fällt, die durch unlautre Absichten sich dazu verleiten ließen. Es wurde aber auch die höchste Zeit, den Garten der Literatur von solchem Umkraute zu reinigen! Steinhäuser's Besuch Nr. 45 fängt sich mit folgendem Verse an:

Ich stürmte über Feld und Haide,
Mein todtes Liebchen suchend noch,
Den Mauern zu, wo Leid und Freude
Sind eingesät in's Ackerjoch.

Wunderliche Beschreibung eines Friedhofs! Sollte da nicht das spucken, was Tuvora Nr. 48 in seiner Heinozomanie in der Kritik so treffend bezeichnet hat? Der letzte malte auch Nr. 49 flg. recht gelungene Bilder aus Wien.

Bogls Fischersage, die Verschwundenen, wird im

Oesterreichischen Morgenblatte Nr. 47 flg. zu Empfehlung des Werkchens desselben Verfassers, Novellen betitelt, abgedruckt. Die Silhouetten aus Wien von Max Schmidt, wie des Herausgebers Desterlein Album für Damen, und dessen: Zur Geschichte der Kultur und Frauenwelt, werden fortgesetzt. Nr. 49 hält F. A. Werner eine Revue der slavischen Literatur: die der österreichischen fehlt in mehreren Nummern auch nicht. Charakteristisch ist Nr. 52 die Schilderung eines kroatischen Jahrmärkts von Eduard Breier.

Th. Hell.